

Der Tod am Petersgrat

Autor(en): **Zinniker, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1936-1937)**

Heft 20

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671358>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„dann schleppt meine Leiche hinauf und laßt sie dort oben liegen.“

Henriette d'Angeville erreichte ihr ersehntes Ziel. Sie hatte ihren gänzlich ermatteten Körper bezwungen, und als sie endlich auf der hohen Kuppe stand, da war die ganze Not, Angst und Beklemmung der letzten vier Stunden vergessen. Die Führer hatten ihre helle Freude an der ausgezeichneten Leistung ihrer Herrin. Sie hoben Henriette d'Angeville auf ihre massigen Schultern, damit sie noch höher oben sei als der Montblanc. Dann erbaten sie sich die Erlaubnis, die kühne Dame zu umarmen und zu küssen. Auch das gestattete die übergläckliche Siegerin. Sie meint in ihren Erinnerungen, daß diese Küsse so kräftig gewesen seien, daß man sie bis nach Chamonix gehört hätte. Bevor sie den Gipfel verließ, schrieb Henriette ihren Wahlspruch in den Firn: „Wollen ist Können!“

Dann begann der lange und mühevolle Abstieg. Der Schnee war weich geworden und hinderte das Vorwärtskommen. So mußte wiederum bei den Grands-Mulets übernachtet werden, und diese Nacht war durch einen Sturmwind, der unausgesetzt blies, mindestens so unangenehm wie die Nacht vorher. Aber auch diese Fährlichkeiten wurden überstanden, und der Einzug in Chamonix war ein großer Triumph. Die Huldigungen, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden,

schmeichelten der Bergsteigerin. Die Volkmeinung hatte sich, wie gewöhnlich bei solchen Ereignissen, rasch geändert. Hatte man die Dame vor ihrer Unternehmung für verrückt oder verschroben erklärt, so war sie jetzt eine Heldin. Henriette d'Angeville schreibt darüber: „Während der drei Tage, die ich in Chamonix verbrachte, hätte ich mich für eine Königin halten können. Ich glaubte, wach zu träumen, als ich mich plötzlich so berühmt sah, nur weil ich zwei starke und ausdauernde Bergsteigerbeine hatte und den festen Willen, mich ihrer kräftig zu bedienen, um auf eine Höhe von über fünfzehntausend Fuß zu gelangen.“ Auch Genf jubelte der kühnen Frau zu, und in Paris wurde sie zum Mittelpunkt der eleganten Welt, die sich um diese Frau, die mit so außerordentlichen Leistungen aufwarten konnte, drängte.

Henriette d'Angeville hatte Geschmack am Bergsteigen bekommen, sie vollführte nun noch eine ganze Reihe von Bergfahrten, die letzte brachte sie, als sie schon 70jährig war, auf das Oldenhorn in den Waadtländeralpen. Auch diese Leistung kann man nur bewundern. Allerdings entdeckte die alte Dame dabei, daß sie nunmehr ihrem geliebten Bergsteigen Valet sagen müsse. Henriette d'Angeville, die „Braut des Montblanc“, wie sie von ihren Zeitgenossen genannt wurde, starb 77 Jahre alt in Lausanne.

Bergpsalm.

Ein Schneeberg ragt ins heiße Land,
Der seine Schroffen leuchtend zückt,
Tief unten wogt im Sonnenbrand
Die Fläche goldschwer, halmerdrückt.
Dort hasten Menschen, ohne Ruhn,
Der Scholle nah, der Fron gewöhnt,
Nach Gut und Geld in hartem Tun;
Die Sichel klingt, die Kelter dröhnt.

Doch mahnend rauscht vom Berg ein Duft,
Der kühl das Haar des Schnitters wirrt,
Und leise durch die Flimmerluft
Ein Ahnen ewger Ernten irrt.
So sendet weltfern der Poet
Zum Volke, das in heißem Streit
Arm und gebückt am Pfluge geht,
Die Botschaft großer Feierzeit.

Emil Prinz von Schönau-Carolath.

Der Tod am Petersgrat.

Novelle von Otto Zinniker.

Mein Freund Heinrich Turnheer und ich befanden uns damals auf dem Heimweg von einer glücklich abgeschlossenen Bergfahrt. Wir hatten das Bietschhorn über den selten begangenen Nordgrat bezwungen, waren, über die ebenso beschwerliche Ostrippe absteigend, ins Oberaletschgebiet hinübergewechselt und hatten in raschem

Zuge noch das Aletschhorn und das Nesthorn bestiegen. Über den Reichpaß bewerkstelligten wir die Rückkehr ins Lötschental, und im reizvoll umwaldeten Hotel „Fasleralp“ nahmen wir wieder Fühlung mit den Wohltaten der Zivilisation. Wir sollten bald erfahren, welcher Art diese Wohltaten waren.

Am späten Nachmittag betraten wir die mit Krbenholz getäfelte Gaststube des kleinen Bergwirtschauses. An einem Ecktisch waren vier Sonntagstouristen, die von der Schreibstube weg über irgendeinen Paß gebummelt sein mochten, in den vaterländischen Kreuzpaß verbissen. Sieg und Niederlage wechselten von einer Front zur andern. Die zur Küste gehende Sonne fingerte goldene Kringel auf die mit perl süßigem Fendant neugefüllte Literflasche.

„Und ich behaupte nochmals, der Betreffende ist in die Spalte gefallen“, unterbrach der uns zunächst sitzende Jasser arglos das Spiel.

„Gut möglich“, echote sein Gegner grad gegenüber, „aber, hm?“ wertweißte er gleich darauf im Ausgeben der Karten.

„Fünzig vom Kreuzpaß!“

„Trumpf und Bock!“

Aber der unheimliche Schatten huschte schon wieder über ihren Tisch.

„Es fragt sich nur, ob wir Anzeige erstatten sollten...“ hob unser Nachbar wieder an.

Thurnheer und ich spitzten unauffällig die Ohren. Die brockenweise Unterhaltung interessierte uns.

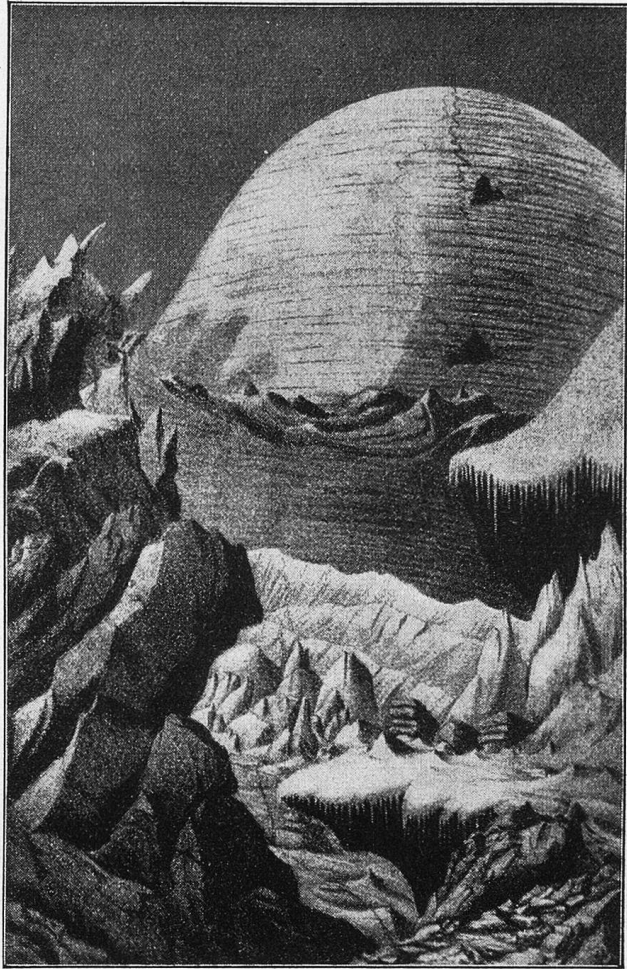
„Anzeige erstatten!? Warum nicht gar!“ gab der Partner schräg gegenüber zurück. „Denk doch, das gäbe nur Scherereien — nach einem so gemütlichen Tag!“

Damit war das Dunkle wieder für eine Weile gebannt, und der Paß nahm seinen normalen Fortgang. Es wurde mit Fäusten auf den Tisch gehauen, und ellenlange Fluchtiraden bildeten die schmissige Begleitmusik.

Aus den später noch verlaublichen Bemerkungen rekonstruierten wir folgenden Zusammenhang:

Die vier Bergsteiger hatten von der Mutthornhütte aus den Petersgrat überschritten und waren im Abstieg zum Lötschental auf die in gleicher Richtung laufende Spur eines Einzelgängers gestoßen, die an einer Gletscherspalte, nahe beim Austritt in die Felsen, plötzlich abbrach und am jenseitigen Rand keine Fortsetzung fand. Die von Nagelkrühen versehrte Absprungstelle, der drüben keine Aufsprungstelle entsprach, deutete mit Sicherheit daraufhin, daß hier ein Unglück geschehen war.

Nach der überraschenden Feststellung erhob sich riesengroß die Frage: Wer mochte es sein? Einer aus unserem Bergsteigerkreis? Ein naher Kamerad sogar?



Der Montblanc in einem zeitgenössischen Stich (um 1850).

Phot. A. Graber, Zürich.

„Keiner Wahnsinn, allein und führerlos über einen Gletscher zu wandern. Und dann soll man mit so einem Selbstmörder noch Bedauern haben!“ nörzte einer der Vier.

„Mistfinken!“ knurrte Heinrich Thurnheer in gerechter Wut.

„Wa-a-as!?“ kam es erstaunt, gewitterhaft vom Ecktisch.

Mit Mühe vermochte ich Thurnheer am Aufspringen zu verhindern.

Die Lust am Weiterspielen war den sonderbaren Helden gründlich verdorben worden. Verlegen rutschten sie auf ihren Stabellen hin und her und tranken mit bösen Zügen den Inhalt der Flasche zur Neige. Als das Servierfräulein eine neue Bestellung entgegennehmen wollte, winkten sie entschieden ab, nahmen militärisch die Säcke auf und polterten aus der Stube. Im Abgehen bedachten sie meinen Freund mit stechenden Blicken.

Nach ihrem Auszug saß Thurnheer in finstrem Schweigen. Endlich, wie von weit unten, brachte er hervor, was ihn bewegte:

„Da erlebt man während einer Woche das stille Wunder der Berge, aber die erste Berührung mit dem Tale macht uns schon wieder mit der menschlichen Lumperei bekannt. Zum Erbrechen ist das!“

Ich versuchte ihn zu beruhigen, suchte ihm verständlich zu machen, daß hundert andere unter den nämlichen Umständen vielleicht ähnlich gehandelt hätten wie die vier Touristen, die er jetzt verdamme.

Thurnheer schaute mich verwundert an.

„Oder was wäre denn nach deiner Meinung das Richtige gewesen?“ hatte ich nochmals ein.

„Sofort Nachforschungen in die Wege leiten“, antwortete er bestimmt. „Statt dessen klopfen sie ihren Jaß. Saubere Bergsteiger sind das! Gesiebte Luft verdienen solche Kerle!“

„Es sind eben auch nur Menschen“, begütigte

ich. „Übrigens könnten wir ja die Nachforschungen aufnehmen; — was sagst du dazu?“

Ohne langes Besinnen stimmte Thurnheer freudig bei.

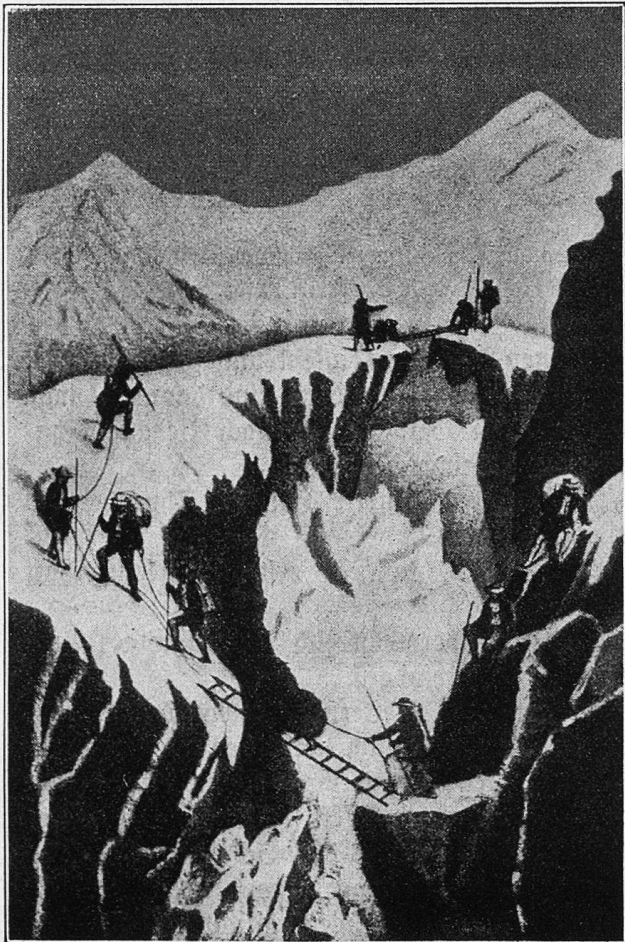
„Aber es ist eine schwere und wahrscheinlich verantwortungsvolle Aufgabe. Darüber müssen wir im klaren sein“, besorgte ich.

„Je schwerer und verantwortungsvoller, umso besser!“

Und dann legten wir unseren Feldzugsplan zurecht. Da uns nichts daran hinderte, für die Aufklärung des Unglücks einen oder zwei Tage zuzugeben, entschlossen wir uns, mit der Fahnung möglichst weit rückwärts, zum mindesten in der Nutthornhütte jenseits des Petersgrates, anzusetzen. Denn nur von dort aus bot sich einige Gewähr, daß wir auf die abgebrochene Spur des Verunfallten gerieten. Aus den Aufzeichnungen im Gästebuch der Nutthornhütte mußte nahezu mit Sicherheit auf den Namen des Alleingängers geschlossen werden können. Der Ausbruch von Faslertal wurde auf den nächsten Tag um drei Uhr morgens anberaumt. Thurnheer hätte sich zwar am liebsten noch am Vorabend auf die Beine gemacht, aber davon konnte natürlich keine Rede sein. Unsere Absichten blieben vorderhand Geheimnis; von ihrem Erfolg oder Mißerfolg hing alles weitere ab.

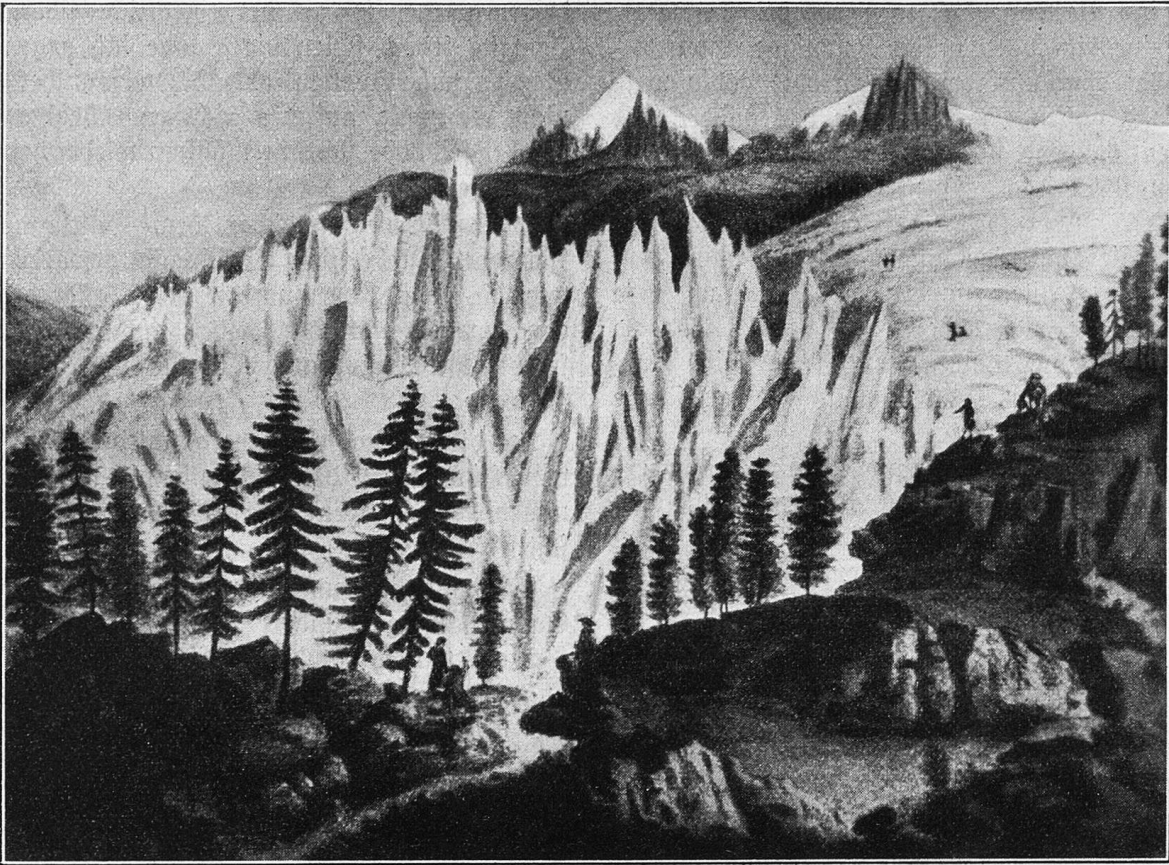
Der Petersgrat ist ein seit zwei Jahrhunderten benützter Paßübergang, der das Lauterbrunnen- und Gasterntal mit dem Lötschental verbindet. In der Dorfschule hatte man uns einst die Geschichte von den sieben Oberländer Bergführern erzählt, die im Nebel den Petersgrat begehen wollten, sich unterhalb der Einsattelung verirrt und trotz schwerer Arbeit bis in die späte Nacht im Ungewissen tappten. Als am nächsten Morgen für einen Augenblick die Sonne durchbrach, gewahrten sie zu ihrer Beschämung, daß sie während zwanzig Stunden auf den eigenen Spuren immer im Kreise gegangen waren. Für den Spott brauchten die Genarrten nicht zu sorgen, als ihr Abenteuer ruchbar wurde.

Unter den ruhigen Sternen der Nacht stiegen Thurnheer und ich durch das innere Faslertal zur Telli alp hinauf. Beim großen Holzkreuz hielten wir die erste Rast. Wie ein einsamer Wächter ragte jenseits des Tales das Bietschhorn. Die Mondsichel hing in der Mitte des Himmels und überträufelte die unbegreifliche Pyramide mit silbrigem Schein. Im Osten hinter der Lötschenlücke schob sich das unbestimmte, graue Morgen-



Henriette d'Angeville besteigt den Montblanc (1838).

Phot. V. Gräber, Zürich.



L. Bourrit: Der Bossonsgletscher im Montblanc-Gebiet (gegen 1790).

Phot. N. Graber, Zürich.

licht empor. Unten am Sichtkreis war das graue Unbestimmte durch die Zacken der Berge angezähnt, wie ein von Raupen angenagtes Blatt.

Und dann auf einmal geschah das Wunder: die Bietschhornspitze glühte purpurn auf; es war das große Leuchten, die Sonne hatte die Erde geküßt. Ein fröstelnder Wind strich heran und drängte zum Ausbruch. Wir stiegen weiter aufwärts über Gras und Geröll und erreichten das Eis des Telligletschers. Thurnheer, der vorausging, schlug einige Stufen und brachte uns über das böse Eck hinauf. Einmal auf dem Firn, gelangt man über sanfte Schneehänge leicht zum Paßübergang. Am frühen Vormittag betraten wir die Nutthornhütte.

Der Hüttenwart war eben am Zusammenlegen der Wolldecken. Um unser Vorhaben ohne Aufhebens ins Werk zu setzen, ließen wir uns zunächst eine Suppe und einen Krug Tee bereiten. Nachdem wir uns in aller Gemächlichkeit gestärkt hatten, langten wir das Gästebuch vom Sims herab und verzogen uns damit auf das Bänklein vor der Hütte. Unterm Datum des Vortages fand sich unschwer die Jagdgesellschaft von der Fasleralp. Wir blätterten rückwärts, prüften

scharf jede Eintragung. Ein Alleingänger mußte es gewesen sein, ein einzelner Name zwischen zwei Strichen. Das Buch versagte sich uns, es machte uns die Arbeit schwer. War der geheimnisvolle Unbekannte etwa aus dem Gasterntal, die Nutthornhütte links liegen lassend, zum Paß heraufgekommen? Das lag durchaus im Bereiche der Möglichkeit, und dann war es allerdings sinnlos, hier noch länger nachzuforschen. Ich war bereit, die Partie verloren zu geben.

„Da — da!“ sagte Thurnheer erregt und wies mit dem Finger an den untern Rand des Blattes.

„Johannes Grebel, Sattlermeister aus Zürich,“ las er und fügte hinzu: „Der ist's, kein anderer! Der Name steht ganz allein für sich, in zittriger Schrift. Und da ist auch die Routenbemerkung: Über den Petersgrat ins Löttschentäl; Abmarsch bei gutem Wetter.' Zweifelst du etwa noch?“

Ich hatte keinen Grund dazu und strichelte die verlesenen Angaben säuberlich in mein Notizbuch. Vielleicht, daß sie uns bald nützlich würden.

Es war nicht zu umgehen, daß der Hütten-

wart ins Vertrauen gezogen wurde. Entweder, daß seine Aussagen unsere Annahme unterstützten oder aber unserem Suchen eine völlig neue Richtung gaben. Das eine wie das andere war jetzt entscheidend und wertvoll.

Thurnheer fragte ihn nebenbei, ob er sich eines Mannes zu erinnern vermöge, der vor drei Tagen hier vorbeigekommen sei und dann vermutlich als Alleingänger den Weg nach dem Paß eingeschlagen habe.

Der Hüttenwart stuzte, unterbrach seine Aufräumungsarbeiten und nahm die erloschene Pfeife aus dem Mund.

„Bohl eppen!“ bestätigte er. Und dann erwachte er auf einmal aus seinem bisherigen kurzangebundenen, fast ruppigen Wesen. „Den da meint ihr doch?“ deutete er auf die fragliche Eintragung im Hüttenbuch.

Da wir bejahten, kante er angelegentlich am Pfeifenrohr und holte zu präzisen Bemerkungen aus. Ein kurzbeiniges Männchen sei er gewesen, dieser Johannes Grebel, weit über fünfzig, mit einem flachblonden, schütterten Spitzbärtchen. Er sei ihm sofort aufgefallen, und er sehe ihn heute noch vor sich. Mit seinen mangelhaft genagelten Schuhen und dem Hakenstock habe er sich sonderbar genug ausgenommen. Als Grebel die Absicht äußerte, ins Löttschental hinüberzusteigen, da habe er, der Hüttenwart, ihn auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die mit einem derartigen Unternehmen bei so gänzlich ungenügender Ausrüstung verbunden seien.

„Ich tat, was meine Pflicht war. Ich redete auf ihn ein, von der Tour abzustehen oder sich doch wenigstens jemandem anzuschließen. Aber vergeblich: Das Männchen schüttelte zu allen gutgemeinten Ratschlägen den Kopf, und am nächsten Morgen zog er in Gottesnamen los. Grebel verließ als Erster die Hütte, eine Stunde vor der zweiten Partie. Ich würde mich nicht verwundern, wenn er erfallen wäre.“

„So wird es sein,“ ergänzten wir.

Wir wußten alles, was wir fürs erste zu wissen brauchten; lediglich die näheren Umstände des Unglücks lagen noch im Dunkeln. Aber auch das hellte sich auf.

Vom Hüttenwart erfuhren wir, daß die Route nach dem Joch eine Strecke weit geradeaus führt, im obersten Drittel aber nach links abbiegt. An jener Stelle dränge sich dem Touristen die Verlockung auf, weiter in gerader Richtung zu gehen, auf einen Einschnitt im Grat zu, der etwas nie-

driger gelegen sei als der eigentliche Übergang. Jenseits jedoch fielen die Hänge jäh gegen ein Gewirr von Spalten ab. Schon mancher, der nicht rechtzeitig auf den richtigen Weg zurückgekehrt sei, habe sich nur mühsam wieder herausgeschlagen.

Diese Abzweigung war dem Sattlermeister Johannes Grebel zum Verhängnis geworden; es war die Route, die auch die vier Jasser gegangen waren; auch wir selber mußten sie verfolgen, wenn wir an die Unglücksstätte kommen wollten.

Um die Mittagsstunde verabschiedeten wir uns vom Hüttenwart, der uns nochmals mit den genauen Wegangaben und mit allen guten Wünschen versah.

Es war ein ungewöhnlicher, ein schwerer Gang. Einige Hundert Meter unterhalb des Grateinschnittes fanden wir die Abzweigstelle und die schon etwas ausgeaperten Fußstapfen, die zur tieferen Einsattlung hinüberführten. Wer die topographische Karte nur einigermaßen zu lesen verstand und zudem sichtiges Wetter um sich hatte, merkte auf den ersten Blick, auf welcher Trasse er leichter ans Ziel gelangte. Wir vertrauten uns absichtlich der falschen, der von Grebel verfolgten Richtung an.

Schwierig war das Beibehalten der Spur. Oben im Joch war sie vollkommen verwischt, verhascht, und wir spürten sie erst im jenseitigen Steilgehänge wieder auf. Sie ging im Zickzack und senkte sich zu einem Firnkessel ab, der von der Sonne mit drückender Glut beladen war. Bleiern hing der Himmel, und gespenstisch flimmerte der Mittagsglast. Die offenen und die fast noch zahlreicheren trügerisch verdeckten Spalten schlossen sich zum unentwirrbaren Labyrinth zusammen und forderten äußerste Vorsicht von dem, der sich hier zurechtfinden wollte.

In allernächster Nähe mußte es geschehen sein. Die Spurlinie wurde unruhig und verschnörfelte sich zu wunderlichen Mäandern. Mit weitgespanntem Seil umgingen wir einen Einbruch, in den man einen Kirchturm hätte versenken können. Eisiger Hauch schauerte aus der Tiefe empor. Auf Schritt und Tritt lauerte das Verderben; keiner sprach in diesem Ungeheuren ein Wort.

Thurnheer tastete sondierend voraus. Was war das? Plötzlich hielt er inne und winkte mir, ich möchte nachrücken.

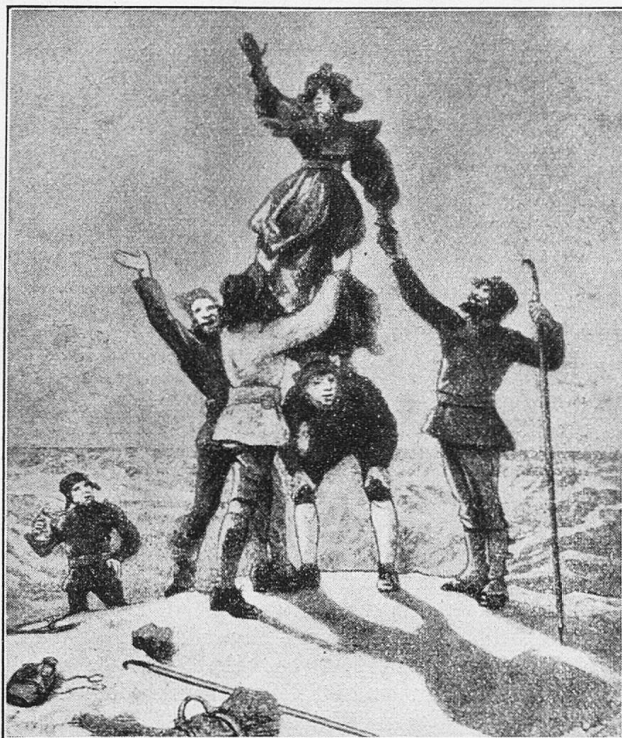
„Sieh da!“ sagte er und zeigte mit dem Pickel vor sich auf den Firn.

Zu unseren Füßen klappte ein gähnender Schrund. Hart an dem uns zugekehrten Rand entdeckten wir Schuheindrücke im breit aufgeweichten Schnee, während zwei Meter herseits der Spalte die Hauptspur in spitzem Winkel sich ins Gehänge zurückhob. Die Stapsen glichen einer Saatsfurche, von den erschrockenen Tassern in die taube Schneewüste gelegt.

Uns aber beschäftigte die Spur am Spaltenrand. Von meinem Freund gesichert, trat ich zwei Schritte vor. Dort stellte ich einwandfrei fest, daß die Fährte von einem Einzelgänger stammte, daß die durchschimmernde Randkante verkehrt war, und daß Grebel, der die Spalte vermutlich im Sprunge hatte nehmen wollen, beim Abstoßen ausgeglitten und in die Tiefe gestürzt sein mußte. Die eingekerbte Gletschfläche lieferte den untrüglichen Beweis, daß wir uns am Grabe des Sattlermeisters befanden, der an seinem Hakenstock nur unzulänglichen Halt gefunden haben mochte. Und was für ein Grab war das! Gleichsam für die Ewigkeit geschaufelt. Die grauisige Höllentiefe, aus der ein fernes Wässerchen kluckerte, gab keinen Lebenden und keinen Toten zurück.

Nachdem wir die Gestalt der Umgebung genau ins Auge gefaßt hatten, damit wir die Ortlichkeit unter allen Umständen wieder finden würden, sofern dies nötig werden sollte, blieb uns an der stillen Stätte nichts mehr zu tun übrig. Auf die Polizei zu laufen und eine Bergungskolonie zu mobilisieren, was hatte das für einen Sinn? Der da unten hatte jenen Ort erreicht, wo er der Hilfe entbehren konnte. Und vielleicht war es sein Wunsch gewesen, unbemerkt und unauffindbar aus dieser Welt zu gehen. Vielleicht war Johannes Grebel einer, dem niemand nachfragte; ein Unglücklicher, der mit Vorbedacht in den Tod gegangen war. Es kam uns nicht zu, seine Ruhe zu stören. Die Berge, in denen er Trost gesucht, sahen herab auf ihren Toten; nachts fangen leise die Sterne zu seinen Häupten, und Gottes Friede war mit ihm. Mit jedem Grab, das sich über einem Erloschenen schließt, altert die Welt und wird ein bißchen greisenhafter in ihrer zwecklosen Vergänglichkeit, neuer Staub häuft sich zu altem Staub in die Ewigkeit.

Wir traten hinweg von der eissigen Gruft und wandten uns auf den eigenen Spuren wieder



„Höher noch als der Montblanc.“
Henriette d'Angeville auf dem Gipfel des höchsten Berges Europas.

Phot. A. Graber, Zürich.

den Hang hinauf zum eigentlichen Paßübergang. Es war ein Umweg, den wir uns füglich hätten ersparen können; aber wir spürten keine Müdigkeit. Leben und Tod schauerten heiß durch unser Blut und trieben uns vorwärts. Droben auf dem Grat schöpften wir ein Weilchen Atem und schauten das erhabene Bild der Bergeinsamkeit. Was war denn ein Toter? Eine gebieterische Mahnung ans Leben, die Kräfte zu nützen, solange es leuchtete. Weiter nichts.

Gegen Abend kehrten wir nach Tasleralp zurück, und am nächsten Morgen wanderten wir talaus zur Station der Lötschbergbahn.

Es gingen Wochen ins Land. Von einem Bergunglück, von einem Sturz in die Gletscherspalte war nirgends etwas zu lesen gewesen. Unser Erlebnis am Petersgrat ging unter im Geschehen des Alltags, Gras wuchs darüber, und immer seltener dachten wir an den Toten dort oben im Eis. Kein Mensch kümmerte sich um die abgebrochene Spur, mit keinem Wort und Zeichen fragte die Welt nach einem gewissen Johannes Grebel, dessen Grab wir entdeckt zu haben glaubten. Mehr und mehr stiegen Zweifel in mir hoch, ob unsere Kombinationen über-

haupt den Tatsachen entsprachen. Am Ende wandelte der Totgeglaubte munter unter den Lebenden und ging seiner gewohnten Arbeit nach. Die Möglichkeit lag nahe, daß wir einer Sinnes-täuschung, einer Mystifikation zum Opfer gefallen waren.

Eines Tages aber wurde das große, dunkle Schweigen unerwartet aufgebrochen. Der Zufall spielte mir ein Zeitungsblatt in die Hand. Absichtslos, sozusagen gegen meine Gewohnheit, durchflog ich auch dessen Anzeigenteil. An einem unscheinbaren, fast nebensächlichen Inserate blieb das Auge wie unter fremdem Zwange haften. Es überriefelte mich kalt, als ich las, was folgt:

Vermißt

wird seit drei Wochen Johannes Grebel, Sattlermeister, in Zürich. Der Genannte begab sich am 29. Juli auf eine Bergwanderung durch das Berner Oberland und das Wallis und ist bis zum heutigen Tage nicht zurückgekehrt. Zweckdienliche Angaben über das Verbleiben Johannes Grebels sind erbeten an das Polizeikommando der Stadt Zürich.

Ganz überflüssig, daß ich mein Notizbuch zu Rate zog und den Namen des als vermißt Gemeldeten mit demjenigen des im Gästebuch der Mutthornhütte Eingeschriebenen verglich! Es war der Verschollene am Petersgrat, kein anderer!

Ich meldete umgehend nach Zürich, daß man den Sattlermeister Johannes Grebel zuletzt in der Mutthornhütte oberhalb Stechelberg im Berner Oberland gesehen habe. Ferner müsse angenommen werden, daß in den ersten Tagen des Monats August ein Alleingänger beim Überschreiten des Petersgrates in eine Gletscherspalte gestürzt sei. Gewisse Beobachtungen hätten ergeben, daß es sich bei dem tödlich Verunglückten um den als vermißt ausgeschriebenen Grebel handeln dürfte. Der Unterzeichnende, der die abgebrochene Spur und die Einsturzstelle mit eigenen Augen festgestellt zu haben glaube, halte sich gerne zu weiteren Auskünften bereit.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Sie war eine Art Dankesagung, worin im übrigen höflich um baldige Mitteilung gebeten wurde, ob nach meiner Meinung irgendeine Möglichkeit bestände, den Erfallenen aus seiner Eisgruft zu befreien, und ob man mir zumuten dürfte, einen Vertreter der Hinterlassenen an die Unglücksstätte zu führen. Unterschieden war der Brief von Fritz Grebel, Sohn.

Ich berichtete zurück, daß ein Bergungsversuch

angesichts der fast unauslotbaren Tiefe der betreffenden Gletscherspalte auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde, daß ich dagegen sehr wohl in der Lage wäre, mit wem immer zum Unfallsort am Petersgrat hinaufzusteigen. Auch vergaß ich nicht, den Ausdruck meines herzlichen Beileides hinzuzufügen.

Schon auf kommenden Samstag wurde ich zu einer Begegnung mit Fritz Grebel nach Spiez bestellt.

Wir trafen uns, als Bergsteiger ausgerüstet, im Bahnhofrestaurant und einigten uns schon nach den ersten Worten, gleich mit dem nächsten Zuge nach Goppenstein zu fahren.

Uns Lötschental hatte bereits der Herbst Einzug gehalten. Als wir in der Frühe des Sonntags durch das Faslertal emporstiegen, sah man keine Berge; selbst die nächsten Hänge und Wände waren mit grauen Tüchern verhangen. Der Nebel schwelte so faul und dicht, daß ich lange Zeit im ungewissen war, ob wir uns auf dem richtigen Serpentinpfad befanden. Es schien überhaupt fraglich, ob ich bei so schlechter Sicht die Unglücksspalte wieder fand.

Aber auf Tellialp brach wie durch ein Wunder das Licht durch. Ja, es war schon alles herbstlich hier oben. Die Hand des Sterbens tastete über Firn und Grat, sie löschte die grellen Farben und den Glanz der Sonne weg. Über der Alpwiese lag leise Wehmut, eine Ruhe und Reife, die uns nachdenklich stimmte. In der gelben Herbstsonne versuchten die Grasschroffen noch einmal aufzuleuchten, aber es war keine Kraft und keine rechte Überzeugung mehr darin. Die Hänge waren angegilbt. Sie hatten einen Stich ins Bräunliche und Rostrote erhalten. Und weiter oben war auch schon wieder Neuschnee gefallen, der im schattigen Gefels dies Jahr nicht mehr zerrann.

Ich paßte mich dem gemächlichen, bergunge-wohnten Schritt Fritz Grebels an. In den Halt-pausen versuchte ich das Gespräch, das nicht recht in Fluß geraten wollte, wieder und wieder auf die Persönlichkeit desjenigen zu bringen, zu dessen Grab wir unterwegs waren. Aber es war nicht viel aus meinem Begleiter herauszuholen. Nach den spärlichen Bemerkungen mußte sein Vater, der Sattlermeister, ein Eigenbrötler gewesen sein, der in seinem Handwerk aufging, treu für seine Familie sorgte, im übrigen jedoch sich gerne abseits hielt und die stillen Wege bevorzugte. Eine seiner Sonderlichkeiten sei seine

Vorliebe für die Geschichte Napoleons gewesen. In einer wahren Besessenheit habe er eine halbe Bibliothek über den von ihm vergötterten Korsen zusammengetragen. Und böß sei derjenige bei ihm angekommen, der aus Oppositionslust oder Teufelei eine andere als die Grebelsche Auffassung zu verfechten sich herausnahm. Jeden Sommer, wenn das Geschäft es erlaubte, habe Grebel eine mehrtägige Wanderung über wenig begangene Alpenpässe angetreten. Wie man ihn nie in Gesellschaft von Kameraden oder Freunden gesehen habe, so sei er auch nicht von seiner Alleingängerei in den Bergen abzubringen gewesen. Da er überdies kurzichtig gewesen sei, habe früher oder später dasjenige eintreten müssen, was seine Angehörigen längst befürchtet hätten.

Um die Mittagsstunde erreichten wir die Unglücksstelle. Von Fußspuren oder sonstigen Zeichen, daß hier schon Menschen vorbeigekommen waren, war nichts mehr zu bemerken. Der Neuschnee hatte alles verweht und zugedeckt. Nach den Linien der Umgebung aber war es zweifellos die Srtlichkeit, bis zu welcher Thurnheer und ich vor Monatsfrist vorgeedrungen waren.

Am doppelten Seil von mir gehalten, wagte sich Fritz Grebel hart an den Rand der Spalte. Dann beugte er sich über das Grab seines Vaters und warf eine späte Bergblume, die er im Aufstieg gepflückt hatte, zu dem Toten hinab. Es war eine Handlung, deren Schlichtheit mich ergriff. Lange noch stand der Sohn da draußen, unbeweglich, wortlos, den Blick in die Tiefe gerichtet.

„Leb wohl, Vater,“ sagte er tonlos, als er zurücktrat, um mir Platz zu machen. Zwei Tränen hingen an seinen Wimpern. Keine noch so tief empfundene Grabrede hätte mich derart zu erschüttern vermocht, wie diese drei einfachen, fast verlorenen Worte Fritz Grebels.

Auch ich hatte mir ihm verborgenen eine Blume zugesteckt, die ich nun ebenso unauffällig in die Gruft hinunterließ. Merkwürdig, woher mir plötzlich das Gefühl kam, mein eigener Erzeuger liege im Frieden da unten, er, der Drausgänger, der Verfemte, Verschollene, den ich nie gesehen hatte und auch nie sehen würde. Ich spürte den Hauch des Todes aus der Tiefe. Der unsichtbare Mann dort unten schaute zu mir herauf und blickte durch mich hindurch, als wollte er fragen, welches Pläschen im Herzen ich ihm bewahrt hätte. Mit zugeschnürter Kehle, mit ein wenig Trauer, mit ein wenig Sehnsucht in der Seele



Henriette d'Angeville als alte Dame.
Phot. H. Graber, Zürich.

wandte ich mich ab. Stumm drückte ich Fritz Grebel die Hand.

„Was halten Sie von einem Bergungsversuch?“ fragte ich ihn.

Fritz Grebel schüttelte den Kopf. Und nach einer Weile sagte er:

„Mein Vater liebte die Einsamkeit. Ganz im Stillen ruht er hier.“

Wir nahmen Abschied von ihm.

Ob dereinst auch an meinem Grabe zwei Menschen so stehen und Bergblumen zu mir herabwerfen werden? dachte ich, als wir langsam zum Grat hinaufstiegen. Mit jedem Schritt, den wir in den weichen Firnhang einkehrten, sank das Bild des Todes ein wenig weiter zurück. Bald war es nur noch wie leise Erinnerung. Ich spürte Dankbarkeit für etwas, das ich mit Namen nicht zu nennen vermochte. Vielleicht war es die Freude darüber, den jungen Mann, der mir wie ein Freund und Bruder vorkam, an die letzte Stätte seines Vaters begleitet zu haben.

Oben im Sattel genossen wir den erhabenen Anblick des verblässenden Herbsttages. Das Auge

schweifte hinweg über den Kranz der Neuschneeberge. Wir saßen in warmer Luft, in sanft verwebendem Sonnenschein, in Andacht und Stauen versunken. In dieser Herrlichkeit suchte der Blick einen festen Halt, auf dem er, sich bescheidend, verweilen konnte. Er blieb am Bietschorn haften, an jenem Berg, der im verlöschenden Tag noch am hellsten leuchtete. Der Unterbau des Riesens war schon in Dämmer und Nebel gehüllt; nur an den ausgesparten obersten Flächen lag

ein zarter Schein und hob sich scharf vom eindunkelnden Himmel ab. Es war, als hätte Gott selber aus Wohlgefallen die Spitze des Berges mit einem Silberstift umrissen. Während sich ganz zu oberst alles Licht noch einmal versammelte, schob sich die Nacht immer weiter empor.

Wir schickten uns zum Abstieg an.

„Schöne Heimat,“ sagte neben mir Friß Grebel.

Es klang fast wie ein Trost.

Zum Licht...

Wie macht dich gut der Berge frühes Licht,
 O sieh, es blinkt und leuchtet still dir zu!
 Von Silbergipfeln her der Lenzwind spricht:
 Hinauf zum Licht, auch du, auch du! —

Und weilst du droben, streckst du frei und kühn
 Die Stirne Wolken, Wind und Sonn entgegen.
 Die Seele trinket bis zum Abendglühn
 Das Licht, das schimmernd fließt auf tausend Wegen.

Die Sonne lücht. Der goldne Firn erbläht.
 Du sinnst hinab und möchtest niederschweben,
 Wo sich die Fenster hellen, um als Gast
 Am warmen Herd zu lieben und zu leben. —

Rudolf Weckerle.

Vier Walliser Erstbesteigungen.

In den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts, als der bisher nur von wenigen Einzelnen ausgeübte Alpinismus immer mehr Anhänger zu gewinnen begann, als Alexander Seiler in Zermatt sein erstes Hotel, „Monte Rosa“, erwarb, bereitete sich der Ruhm Zermatts, seiner Berge und seines Tales vor, dem nach Whymper's Matterhorn-Sieg im Jahre 1865 rasch eine volle Blüte beschieden sein sollte. Ein bedeutendes Jahr jener Pionierzeit, die von den englischen Schriftstellern als „die goldene Zeit der Hochtouristik“, als „die große Zeit der Eroberung“, bezeichnet wird, ist 1861, brachte doch sein Sommer die Erstersteigungen von gleich vier bedeutenden Oberwalliser Gipfeln innert Monatsfrist. So sind es diesen Sommer im August 75 Jahre her, seitdem die Viertausender Weißhorn, Lyskamm, Castor und Monte Rosa-Nordend bezwungen worden sind.

Die weithin sichtbare prächtige Eispyramide des 4512 Meter hohen

W e i ß h o r n

wurde lange für unersteiglich gehalten. Nach zwei fruchtlosen englischen Versuchen im Jahre 1859 und einem ebenfalls erfolglosen englischen Versuch im Jahre 1860, gelang im folgenden Jahre Prof. John Tyndall die schwierige Tat. Mit den Führern J. J. Bennen und Ulrich Wenger brach

er am 18. August 1861 nachmittag 1 Uhr in Randa (Zermattental) auf, um abends in den Felsen oberhalb der Schallibergalp zu bivakieren. Morgens um 3½ Uhr begann der Angriff auf das Weißhorn, das nach zehnstündiger schwindlicher Kletterei in Eis und Fels über den Ostgrat bezwungen werden konnte. Der in gleicher Richtung eingeschlagene Rückweg war mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden; erst 11 Uhr nachts langte man wieder in Randa an. Heute wird das Weißhorn von der 4½ Stunden ob Randa (Station der Brig-Visp-Zermatt-Bahn) herrlich gelegenen Weißhornhütte der S.A.C.-Sektion Basel in 8—10 Stunden erstiegen. „Die Aussicht auf dem Gipfel, wo sich die drei Kanten des Berges in einer scharfen Firnspitze treffen“, sagt Th. Wundt in seinem schönen Buch „Zermatt und seine Berge“, „hat den Vorzug, daß man sich dem Berner Oberland wesentlich näher befindet als auf den andern Zermatter Riesens. Der Blick dahin ist also besonders instruktiv, und da er sich auch auf die gesamten Walliser Alpen erstreckt, so wird ihm von vielen der Vorzug vor den andern Zermatter Bergen gegeben. Prächtig ist auch der Blick auf die unmittelbar gegenüberliegende Mischabelgruppe mit dem überragenden Dom und dem stolzen Tätschhorn.“